

# **Auch im Sozial- und Gesundheitswesen sind Frauen nicht gleichberechtigt : von der Tradition der Frauenberufe behindert**

Autor(en): **Rizzi, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Curaviva : Fachzeitschrift**

Band (Jahr): **76 (2005)**

Heft 6

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-805219>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auch im Sozial- und Gesundheitswesen sind Frauen nicht gleichberechtigt

## Von der Tradition der Frauenberufe behindert

■ Elisabeth Rizzi

**In kaum einer Branche arbeiten so viele Frauen wie im Heimwesen. Auch hier sind Frauen den Männern jedoch nicht gleichgestellt. Sie verdienen weniger, obwohl nirgends mehr Frauen in Führungspositionen zu finden sind.**

Noch heute arbeiten Frauen vorwiegend in den traditionell weiblichen Bereichen. Jede zweite Frau wählt eine der folgenden Berufsausbildungen: Kaufmännische Angestellte, Verkäuferin, Handelsdiplomandin, Coiffeuse oder Krankenschwester.

Nirgends sind so viele Frauen beschäftigt wie im Gesundheits- und Sozialwesen. In den Bereichen «Heime, Wohlfahrtspflege» und «Gesundheitsindustrie» sind rund 70 beziehungsweise 80 Prozent der Mitarbeitenden weiblich. Bei den Berufen wie Fachangestellte Gesundheit oder Pflegeassistentin ist die Geschlechterverteilung besonders auffällig: Im Jahr 2002 schlossen 287 Frauen einen Lehrvertrag als Fachangestellte Gesundheit ab, dagegen nur 25 Männer. Bei den Pflegeassistentierenden betrug laut Statistik des «Gesundheitswesens Schweiz 2004-2006» das Verhältnis von Frauen zu Männern 128,4 zu 131.

Nicht zuletzt wegen des hohen Anteils an beschäftigten Frauen ist in den Berufen im Gesundheits- und Sozialwesen auch der Anteil an weiblichen Führungspersonen auf der Direktions-ebene am höchsten. Fast 35 Prozent der Heimleitenden sind Frauen. Rund

22 Prozent der obersten Kader im Gesundheitswesen sind ebenfalls weiblich. Diese für das Sozial- und Gesundheitswesen erfreulichen Zahlen stammen aus dem «Frauen- und Gleichstellungsatlas Schweiz».

Die traditionellen Pflege- und Dienstberufe bilden damit einen auffallenden Kontrast zur übrigen Wirtschaft: Über alle Wirtschaftsbereiche betrachtet, zählen nur rund 4500 Frauen gegenüber 43000 Männern zur Kategorie oberstes Management. Auch im mittleren und oberen Kader sind Frauen untervertreten: Nur 5,8 Prozent aller erwerbstätigen Frauen zählen zu dieser Gruppe. Bei den Männern beträgt der Anteil 15,8 Prozent.

### 20 Prozent weniger Lohn

Auch für das Sozial- und Gesundheitswesen wenig erfreuliche Zahlen zeigen die «Schweizerische Lohnstrukturerhebung 2002» des Bundesamtes für Statistik sowie die «Lohnerhebung 2003». In allen Bereichen des Arbeitslebens hat sich die Situation der erwerbstätigen Frauen in den letzten 15 Jahren zwar verbessert. Im Durchschnitt verdienen Frauen in der Schweiz trotzdem heute noch 20,7 Prozent weniger als Männer. Bei den Erwerbstätigen mit der höchsten Ausbildung ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern am grössten. Hier beträgt die Lohn Differenz ganze 22 Prozent.

43 Prozent aller erwerbstätigen Frauen haben einen Nettolohn von 3000 Fran-



«Im Durchschnitt verdienen Frauen in der Schweiz heute noch 20,7 Prozent weniger als Männer».

Foto: Priska Ketterer

ken oder weniger im Monat (gegenüber 8 Prozent der Männer). Rund ein Viertel aller erwerbstätigen Frauen muss sich gar mit einem Nettolohn von weniger als 2000 Franken abfinden (im Gegensatz zu 3,4 Prozent aller Männer). Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass viele Frauen Teilzeit arbeiten: 70 Prozent aller Vollzeitstellen werden von Männern besetzt. Obwohl das Sozial- und Gesundheitswesen den höchsten Anteil an Frauen unter den Mitarbeitenden verzeichnet, ist auch hier Gleichberechtigung nicht erreicht. Der durchschnittliche monatliche Bruttolohn beträgt in dieser Branche 5397 Franken. Frauen verdienen jedoch im Durchschnitt nur 5200 Franken, während Männer jeden Monat 6129 Franken nach Hause bringen.

### Frauen kürzer im Unternehmen

Es gibt verschiedene Ursachen für die Lohnungleichheit. Zum einen verfügen Männer in allen Bereichen der Wirtschaft über die vorteilhafteren individuellen Qualifikationen wie höheres Ausbildungsniveau oder grössere Berufserfahrung. Das hat zur Folge, dass grundsätzlich mehr Männer als Frauen beruflich höhere Positionen erreichen.

Am stärksten diskriminiert werden Frauen im Kanton Tessin in der tiefsten Anforderungsstufe. Ihr monatlicher Bruttolohn beträgt im Durchschnitt 2810 Franken. Das sind 1503 Franken weniger als der vergleichbare Lohn für Männer derselben Qualifikationsanforderungen. Die meisten dieser benachteiligten Frauen arbeiten in Fabriken der Kleiderindustrie. Am wenigsten diskriminiert werden Frauen in der Genfersee-Region.

### Männer besser ausgebildet

Die Diskriminierung bei der Lohnpolitik hat historische Gründe. Bis spät ins 20. Jahrhundert galt der Grundsatz, dass die Lebenshaltungskosten für Frauen niedriger sind als für Männer. Vor allem in den Berufen mit hohem Frauenanteil kommt diese Ungleichheit noch heute in vergleichsweise tiefen Löhnen zum Ausdruck. Beispielsweise verdient noch heute eine Lehrerin für Krankenpflege im Kanton St. Gallen monatlich rund 1000 Franken weniger als ihr Kollege an der Berufsschule für Bäckerinnen und Köchinnen. Gerade im Bereich Alters- und Pflegeheime, in dem der Frauenanteil 83 Prozent aller Mitarbeitenden beträgt, wirkt sich diese Tatsache zu Ungunsten der Frauen aus.

Ebenfalls zur Lohnungleichheit trägt das unterschiedliche Einkommen nach Zivilstand bei. Verheiratete Männer verdienen 20 Prozent mehr als ihre ledigen Kollegen. Dagegen erhalten verheiratete Frauen 3 Prozent weniger Lohn als die ledigen, die ebenfalls bereits verdienen als die Männer. Dieser Unterschied lässt sich nur teilweise dadurch erklären, dass der Anteil der verheirateten Frauen mit Stellen im niedrigsten Anforderungssegment fast zweimal grösser ist als jener der ledigen Frauen mit gleichem Qualifikationsprofil. Sowohl die Untervertretung der Frauen in Chefetagen wie auch die im

Vergleich zu den Männern tieferen Löhne hängen mit dem Ausbildungsgrad zusammen. Überproportional viele Frauen verfügen über eine tiefe Ausbildung. So zeigt eine Erhebung des Gleichstellungsatlasses, dass im Schuljahr 1996/97 Frauen bei den ein- und zweijährigen Berufslehren deutlich übervertreten waren. Ihr Anteil an allen Lehrlingen betrug 71 respektive 75 Prozent. Dagegen waren unter den Absolvierenden von vierjährigen Lehren nur 14 Prozent Frauen.

Dies schlägt sich auf die durchschnittliche Zahl der Bildungsjahre nieder. Gemäss der eidgenössischen Volkszählung hatten die 30- bis 49-jährigen Frauen im Jahr 1990 (die Zahlen für 2000 sind noch nicht verfügbar) einen Bildungsrucksack von 11,6 Jahren. Die gleichaltrigen Männer dagegen wurden während 12,5 Jahren ausgebildet.

Die Frauen holen bei den Berufen mit langer Ausbildungsdauer nur langsam auf. So wuchs der Anteil an Ärztinnen zwischen 1970 und 1990 erst von 13,9 auf 23,5 Prozent. Dagegen scheinen die traditionellen Frauenberufe für Männer weiterhin und nicht zuletzt wegen dem Lohn unattraktiv zu sein. Zwischen 1970 und 1990 stieg der Frauenanteil unter Krankenpflegenden sogar von 88,2 auf 89,7 Prozent.

Dass der Anteil der Teilzeitbeschäftigten im Gesundheits- und Sozialwesen von 75 290 im Jahr 1985 auf 208 375 im Jahr 2001 angestiegen ist, erstaunt deshalb nicht (Gesamtbeschäftigte 240 077 bzw. 395 807). Zwischen 1985 und 1995 haben Frauen ihren Anteil am Beschäftigungsvolumen zwar von 33 auf 35 Prozent in allen Wirtschaftszweigen erhöht. In dieser Zeit ist aber auch der durchschnittliche Beschäftigungsgrad der Frauen gesunken, nämlich von 80 auf 75 Prozent. Immer mehr Frauen wünschen sich dagegen ein höheres Arbeitspensum. Zwischen 1991 und 1997 hat sich die Zahl der Frauen, die gerne Voll- statt Teilzeit arbeiten würden, sogar verdoppelt. ■